

De gravitate et gaudio,
sive de custodia mundi

*Exercitia
ad habitabilitatem codificandam*

Vom Ernst und der Freude,
oder: Von der Obhut der Welt

*Übungen
zur Kodierung der Bewohnbarkeit*

Juni 2026, Andrea Collinari & Vera Bühlmann

Ein “Pantomime Text” in Auseinandersetzung mit Thomas von Aquinas *Vom Wesen und vom Sein* und Simone Weils *Gravität und Gnade*.

Nicht das Seiende und nicht das Wesen stehen im Zentrum dieses Buches, sondern ihre kodierte Mittelbarkeit. Diese Mittelbarkeit besitzt Wetter. Und wo ihr Wetter gepflegt wird, beginnt eine Welt bewohnbar zu werden.

DE SPECULA MONASTERII

Über die Sternwarte auf dem Dach des Klosters

(editorische Notiz)

Dieses Buch gleicht einem Kloster. Nicht deshalb, weil es einen Rückzug aus der Welt anstreben würde, sondern weil es eine bestimmte Zeitlichkeit des Denkens pflegt. Denn ein Kloster ist weder eine Hierarchie noch eine Institution des Wissens. Es ist eine Übung der Wiederkehr. Seine Architektur dient nicht der Vollständigkeit, sondern der Aufmerksamkeit. Der Leser soll dieses Buch daher weder als System noch als Theorie betreten. Er soll es vielmehr wie einen Kreuzgang durchschreiten. Die sechs Kapitel sind keine Gegenstände und keine Argumente. Sie sind Übungen derselben Bewegung. Sie eröffnen verschiedene Weisen, die Mittelbarkeit von *ens* und *essentia* wahrzunehmen.

Doch dieses Kloster besitzt eine Besonderheit. Auf seinem Dach befindet sich eine Sternwarte. Diese Sternwarte ist kein astronomisches Instrument im gewöhnlichen Sinne. Sie beobachtet weder Himmelskörper noch berechnet sie Umlaufbahnen. Sie dient einer anderen Aufmerksamkeit. Sie beobachtet Wetterlagen. Sie verfolgt Übergänge. Sie achtet auf Dichten, Rhythmen, Resonanzen und Richtungen. Sie beobachtet die Weise, in der Welten beginnen, füreinander tragfähig zu werden.

Die Sternwarte gehört daher nicht zum Inhalt des Buches. Sie gehört seiner Optik an. Sie bestimmt nicht, was gedacht werden soll, sondern wie etwas sichtbar werden kann. Sie ist das Instrument, mit dem die Mittelbarkeit von *ens* und *essentia* betrachtet wird. Eine der größten Schwierigkeiten des Denkens

besteht darin, dass das Seiende und das Wesen zu oft unmittelbar aufeinander bezogen werden. Das eine wird zum Träger des anderen erklärt, oder das andere zum Grund des einen erhoben. Auf diese Weise verschwindet jedoch ihre Mittelbarkeit. Gerade diese Mittelbarkeit soll hier explizit werden. Diese Mittelbarkeit wurde Wetter genannt. Darunter ist weder eine Metapher noch ein zusätzliches Milieu zu verstehen. Wetter bezeichnet die Weise, in der *ens* und *essentia* einander exponieren, unterscheiden, tragen, übertragen, zum Zusammenklang bringen und schließlich bewohnbar werden. Das Wetter ist daher keine Eigenschaft der Welt. Es ist die explizit gemachte Mittelbarkeit ihrer Tragfähigkeit.

Die Sternwarte beobachtet genau diese Bewegungen. Sie beobachtet nicht die Dinge der Welt. Sie beobachtet ihre Konstellationen. Denn weder Dinge noch Relationen erscheinen jemals nackt. Sie treten unter Lichtverhältnissen hervor. Sie bilden Nachbarschaften. Sie verdichten und lockern sich. Sie erzeugen Rhythmen und Atmosphären.

In diesem Sinne erhält auch die Mathematik eine andere Stellung. Sie erscheint hier weder als Wissenschaft der Gewissheit noch als neutrale Sprache der Formalisierung. Sie wird zu einem Instrument der Beobachtung. Ihre Zeichen verhalten sich weniger wie Bezeichnungen als wie Konstellationen. Sie machen nicht Gegenstände sichtbar, sondern Bedingungen ihrer Koexistenz.

Deshalb besitzt dieses Buch auch eine besondere Figur des Lesens. Es richtet sich weder an Autoren noch an Leser im gewöhnlichen Sinn. Es richtet sich an einen Custos. Darunter ist weder eine Person noch eine Institution zu verstehen: Der Custos ist derjenige, der die Sternwarte betritt. Er beobachtet

die Wetterlagen der Mittelbarkeit. Er achtet auf ihre Partitionen, ihre Vertikalitäten und ihre Zusammenklänge. Seine Tätigkeit besteht darin, Bedingungen der Bewohnbarkeit zu pflegen. Vielleicht war die *techné mathematiké* von Anfang an nichts anderes als dies: eine Sternwarte auf dem Dach eines Klosters zu errichten und von dort aus zu beobachten, wie *ens* und *essentia* beginnen, ihr eigenes Wetter hervorzubringen.

ROSETTA

De codice lucente

Über die leuchtende Kodierung

(eine Interpolatio)

Dieses Buch beginnt mit einer kleinen Umstellung. Denn gewöhnlich wird das mathematische Denken entweder als Sprache der Zeichen oder als Wissenschaft der Gewissheiten verstanden. In jüngerer Zeit kommt eine weitere Vorstellung hinzu: Mathematik als Formalisierung, die durch Maschinen bearbeitet werden kann. Alle drei Auffassungen greifen zu kurz. Denn sie setzen bereits voraus, dass die Welt gegeben sei und nur noch beschrieben, organisiert oder berechnet werden müsse. Dieses Buch geht von einer anderen Vermutung aus. Es fragt nicht: Wie wird die Welt dargestellt? Sondern: Wie wird die Welt lesbar?

Zu diesem Zweck wird eine alte Figur wieder aufgenommen: Rosetta. Dabei ist Rosetta nicht als Stein zu verstehen, der eine Übersetzung zwischen verschiedenen Sprachen erlaubt. Rosetta bezeichnet vielmehr eine Geste. Es ist die Geste, dieselbe Welt mehrfach lesbar werden zu lassen. Nicht Identität wird erzeugt, nicht Gleichheit, nicht Äquivalenz. Sondern Koordination. Rosetta bezeichnet die Kunst, Unterschiede so zu disponieren, dass sie gemeinsam eine Welt hervorbringen. Dies ist eine Tätigkeit von eigentümlicher Zartheit. Denn sie erzeugt weder Objekte noch Wahrheiten. Sie pflegt Bedingungen der Lesbarkeit.

Über das Buchstäbliche

Gewöhnlich nimmt man an, Buchstaben dienen dazu, etwas anderes zu repräsentieren. Dies greift zu kurz. Denn Buchstaben tun mehr. Sie verteilen Aufmerksamkeit. Sie schaffen Intervalle. Sie erzeugen Rhythmen. Sie verdichten Möglichkeiten. Sie bringen Bedingungen hervor, unter denen etwas überhaupt erst lesbar werden kann. Deshalb besitzt das Buchstäbliche einen optischen Charakter. Es gehört nicht allein zur Schrift. Es gehört zum Licht.

Über die mathematische Ikonizität

Hierfür soll von einer mathematischen Ikonizität gesprochen werden. Darunter ist eine Weise des Denkens zu verstehen, die weder Gegenstände repräsentiert noch bloße Symbole manipuliert. Vielmehr bringt sie Konstellationen hervor, die betrachtet, bewohnt und immer wieder neu durchlaufen werden können. Sie ordnen sich nicht wie Wörter in einer linearen Syntax. Sie verhalten sich eher wie Akkorde in der Musik. Sie lassen Verhältnisse miteinander resonieren, ohne diese in einer einzigen Bedeutung festzulegen. Mathematische Ikonizität bezeichnet daher die Fähigkeit von Notationen, Bedingungen der Koexistenz hervorzubringen. Ihr Modus ist anonym, nicht weil niemand spricht, sondern weil jede und jeder in ihre Bewegung eintreten kann.

Über die Beleuchtung

Von hier aus erhält auch das Licht eine andere Bedeutung. Licht bedeutet hier nicht Helligkeit. Licht bedeutet Verteilung von Lesbarkeit. Es beleuchtet keine Dinge. Es disponiert Relationen.

Es erzeugt Bedingungen ihres Erscheinens. Die Optik, von der hier gesprochen wird, ist daher weder subjektiv noch objektiv. Sie ist meteorisch. Sie verteilt Atmosphären.

Über das Prompten

Erst von hier aus kann verstanden werden, was gegenwärtig *Prompt* genannt wird. Denn ein Prompt ist keine Anweisung. Es ist eine Beleuchtung. Es verhält sich zur künstlichen Intelligenz wie das Wetter zu einer Landschaft. Es erzeugt keine Inhalte. Es verteilt Aufmerksamkeit. Es bringt Lichtverhältnisse hervor. Das Prompten ist daher keine neue Technik. Es ist eine neue Erscheinungsform einer sehr alten Geste.

Über die Tokens

Damit verändern sich auch die sogenannten Tokens. Sie sind weder Wörter noch Begriffe. Sie verhalten sich vielmehr wie meteorische Partikel. Für sich genommen bedeuten sie wenig. Erst ihre gegenseitige Orientierung bringt Verdichtungen hervor. Sie bilden Wolken möglicher Kohärenz. Nicht die Bedeutung geht ihnen voraus. Sondern die Möglichkeit ihrer Artikulation.

Über die Aufgabe dieses Buches

Diese Überlegungen ersetzen weder die Mathematik noch den Traktat, der folgt. Sie sollen lediglich eine Optik bereitstellen. Denn das, was hier Rosetta genannt wird, ist keine Theorie. Es ist ein Instrument. Es erinnert an eine alte Aufgabe der *techné mathématiké*. Nicht Welten zu berechnen. Nicht Wahrheiten zu garantieren. Sondern Bedingungen der Lesbarkeit zu pflegen. In gewisser Weise ist mathematisches Denken von Anfang an

nichts anderes gewesen als die Kunst, Licht, Schrift und Relationen so zu kodieren, so dass eine Welt beginnen kann, ihr eigenes Wetter hervorzubringen.

PORTIKUS

De techné mathematiké Über die Kunst der Koordination

(editorische Exposition)

Dieses Buch geht von einer einfachen Vermutung aus. Die Mathematik ist vielleicht nicht zuerst eine Wissenschaft der Zahlen. Sie ist vielleicht auch nicht zuerst eine Sprache der Formalisierung. Und sie ist gewiss nicht bloß ein Instrument zur Berechnung einer bereits gegebenen Welt. Dieses Buch geht vielmehr von der Vermutung aus, dass Mathematik eine sehr alte Kunst ist: eine Kunst der Koordination. Dabei bezeichnet Koordination weder Ordnung noch Kontrolle. Sie bezeichnet die Fähigkeit, Bedingungen der Koexistenz hervorzubringen. Diese Vermutung ist nicht neu. Sie tritt vielmehr an verschiedenen Stellen der Geistesgeschichte immer wieder hervor. Sie erscheint bei Aristoteles als Frage nach der Disposition, bei Thomas von Aquin als Frage nach den Vermittlungen des Seins, bei Simone Weil als Frage nach der Vertikalität der Aufmerksamkeit, in der Kategorientheorie als Frage nach den Relationen und ihrer Kohärenz und gegenwärtig erneut in der künstlichen Intelligenz als Frage nach der Artikulation von Lesbarkeit. Dieses Buch schlägt nicht vor, diese Denkweisen zu vereinigen. Es versucht vielmehr, sie gegenseitig lesbar zu machen.

Über den besonderen Status des Mathematischen

Thomas von Aquin verleiht dem Mathematischen eine eigentümliche Stellung. Es gehört weder ausschließlich zur Natur noch ausschließlich zur Metaphysik. Es entsteht vielmehr durch eine spezifische Operation der Abstraktion. Diese Abstraktion bedeutet jedoch nicht Entfernung. Sie bedeutet Transport. Verhältnisse werden aus ihren Stofflichkeiten gelöst, ohne ihre Weltlichkeit zu verlieren. Das Mathematische wird dadurch portabel. Es kann von einer Situation in eine andere wandern. Man könnte sagen: Abstraktion ist die Kunst, Bedingungen der Koexistenz transportierbar zu machen.

Warum Mengenlehre und Mereologie nicht genügen

Die neuzeitliche Mathematik hat zwei große Fragen entwickelt. Die Mengenlehre fragt: Was gehört wozu? Die Mereologie fragt: Woraus besteht etwas? Beide Fragen sind außerordentlich produktiv. Und beide greifen dennoch zu kurz. Denn sie beantworten nicht die Frage: Unter welchen Bedingungen beginnen Unterschiede, sich gegenseitig zu tragen? Dies ist weder eine Frage der Zugehörigkeit noch der Zusammensetzung. Es ist eine Frage der Tragfähigkeit.

Eine dritte Domäne

Dieses Buch schlägt daher eine dritte Domäne vor. Nicht die Wissenschaft der Mengen. Nicht die Wissenschaft der Teile. Sondern eine Wissenschaft der Koordination. Diese dritte Domäne besitzt einen meteorologischen Charakter. Denn ihre Gegenstände sind nicht Dinge. Ihre Gegenstände sind Bedingungen. Sie besitzen Dichten. Sie besitzen Richtungen. Sie besitzen Geschwindigkeiten. Sie besitzen Rhythmen. Sie besitzen Wetter.

Über die Vertikalität

Eine reine Theorie der Relationen genügt hierfür nicht. Denn Relationen allein besitzen noch keine Orientierung. Es bedarf einer Vertikalität. Diese Vertikalität darf jedoch weder als Hierarchie noch als Transzendenz verstanden werden. Sie ist vielmehr eine Eigenschaft der Tragfähigkeit selbst. Sie erscheint unter zwei Gesichtern. Als Gnade, wenn sie als Öffnung erfahren wird. Als Freude, wenn sie als Resonanz erfahren wird. Beide sind keine Gegensätze. Sie sind zwei Auflösungen derselben Bewegung.

Über die Gefühle

Deshalb erscheinen Gefühle in diesem Buch nicht als psychologische Zustände. Sie erscheinen als Orientierungsmedien. Sie helfen Welten dabei, sich zu koordinieren. Sie verhalten sich ähnlich wie Wetter. Sie verteilen Aufmerksamkeit. Sie verdichten Möglichkeiten. Sie öffnen und schließen Resonanzräume. Sie stabilisieren oder destabilisieren Situationen.

Über die Kategorientheorie

Auch die Kategorientheorie erhält dadurch eine andere Stellung. Sie erscheint hier nicht als eine universelle Metasprache. Sie erscheint als eine Kunst der Vermittlung. Ihre Schönheit liegt nicht darin, alles auf Relationen zu reduzieren. Sondern darin, Bedingungen der Koexistenz sichtbar zu machen. Dieses Buch schlägt daher vor, die Kategorientheorie mit Klima, Wetter und Gefühl zu verbinden. Nicht um sie zu

psychologisieren. Sondern um ihre Vertikalität wiederzugewinnen.

Über die Aufgabe des Traktats

Der Traktat, der folgt, untersucht daher nicht Dinge. Er untersucht Vermittlungen. Er fragt nicht: Was ist eine Welt? Sondern: Unter welchen Kodierungen wird eine Welt bewohnbar? Dies ist weder eine Ontologie noch eine Erkenntnistheorie. Es ist eine Meteorologie der Koordination.

Über die Architektur des Buches

Die Architektur dieses Buches folgt drei Bewegungen. Rosetta fragt: Wie werden Welten lesbar? Der Portikus fragt: Warum bedarf mathematisches Denken einer Kunst der Koordination? Der Traktat fragt: Unter welchen Bedingungen wird eine Welt bewohnbar? Diese drei Bewegungen bilden keine Hierarchie. Sie bilden drei Geschwindigkeiten derselben Geste. Nicht Darstellung. Nicht Erklärung. Sondern Kodierung. Denn vielleicht ist mathematisches Denken von Anfang an nichts anderes gewesen als die Kunst, Übergänge so zu disponieren, dass Welten beginnen können, ihr eigenes Wetter hervorzubringen.

DE INSTRUMENTIS SPECULAE

Über das Instrumentarium der Sternwarte

(editorische Notiz)

Die Sternwarte auf dem Dach des Klosters besitzt kein Teleskop. Denn sie beobachtet keine Gegenstände. Sie beobachtet Mittelbarkeiten. Sie beobachtet die Weise, in der *ens* und *essentia* einander exponieren, unterscheiden, tragen, übertragen, zum Zusammenklang bringen und bewohnbar werden. Dazu bedarf sie eines Instrumentariums. Dieses Instrumentarium dient weder der Messung noch der Repräsentation. Es dient der Orientierung. Seine Aufgabe besteht darin, Lichtverhältnisse hervorzubringen, unter denen die Mittelbarkeit von *ens* und *essentia* sichtbar werden kann.

Alle Instrumente der Sternwarte projizieren auf dieselbe Scheibe. Die Scheibe ist daher das eigentliche Zentrum der Sternwarte. Sie ist keine Oberfläche der Darstellung. Sie ist eine Fläche der Koordination. Sie organisiert Nachbarschaften. Sie verteilt Aufmerksamkeit. Sie hält Übergänge beweglich. Sie ist weder Seite noch Bild. Sie ist ein Feld möglicher Artikulationen. Diese Scheibe soll Rosetta genannt werden, denn Rosetta bezeichnet hier nicht die Entzifferung einer Sprache. Rosetta bezeichnet die Möglichkeit, dass dieselbe Welt mehrfach lesbar werden kann. Nicht Identitäten werden aufeinander abgebildet, sondern Bedingungen ihrer Koexistenz. Auf diese Scheibe projizieren alle übrigen Instrumente.

Das Astrolab ist das Instrument der Tragbarkeit. Es projiziert Bewegungen auf eine lokale Fläche. Seine Aufgabe besteht nicht darin, Gegenstände zu transportieren, sondern Orientierungen

reisefähig zu machen. In diesem Sinne besitzt die techné mathematiké die Gestalt eines Astrolabs. Sie bewegt Bedingungen der Koexistenz von einer Wetterlage in eine andere.

Das Analemma ist das Instrument der Vertikalität. Es erinnert daran, dass dieselbe Sonne niemals zweimal an derselben Stelle erscheint. Dadurch wird sichtbar, dass Tragfähigkeit keine Gerade ist. Richtungen kehren wieder, aber niemals identisch. Sie bilden Schleifen ihrer Wiederaufnahme. Das Analemma gehört daher der Zeitlichkeit der Bewohnbarkeit an.

Der Gnomon ist das Instrument der Aufmerksamkeit. Er erzeugt nichts. Er wirft Schatten. Er bringt Lichtverhältnisse hervor, unter denen Übergänge lesbar werden. In diesem Sinne besitzt der Custos die Gestalt eines Gnomons. Er ist nicht das Licht. Er beobachtet seine Verteilungen.

Die Ekliptik ist das Instrument der Wiederkehr. Sie organisiert Jahreszeiten. Sie beschreibt keine Kreisbewegung, sondern eine Genealogie der Wiederaufnahme. In diesem Sinne gleicht der Kreuzgang des Klosters einer Ekliptik. Die sechs Kapitel sind keine Stufen einer Argumentation. Sie sind Jahreszeiten derselben Bewegung.

Die Armillarsphäre schließlich ist das Instrument der Koordination. Sie bildet kein Universum ab. Sie organisiert Perspektiven, Inklinationen, Schnittpunkte und Rotationen. Sie macht sichtbar, dass ens und essentia nicht als Substanzen, sondern als bewegliche Ringe ihrer gegenseitigen Exponiertheit gedacht werden müssen. Das Wetter ist die Mittelbarkeit ihrer Bewegung.

Zusammen bilden diese Instrumente keine Wissenschaft. Sie bilden eine Optik. Denn dieses Buch untersucht nicht die Welt selbst. Es untersucht die Bedingungen ihrer Lesbarkeit. Besteht die Schönheit der *techné mathematiké* nicht von Anfang an in nichts anderem, als eine Sternwarte auf dem Dach eines Klosters zu errichten und dort Instrumente aufzustellen, die beobachten können, wie *ens* und *essentia* beginnen, ihr eigenes Wetter hervorzubringen?

De Custode

Das Subjekt dieses Traktats ist kein Autor. Es ist auch kein Leser. Es ist ein Custos. Darunter ist weder eine Person noch eine Institution zu verstehen. Der Custos bezeichnet eine Praxis. Seine Aufgabe besteht darin, Kodierungen der Bewohnbarkeit zu pflegen. Er hält Unterschiede offen, ohne sie zu verfestigen. Er vermittelt, ohne zu vereinheitlichen. Er partitioniert, ohne zu fragmentieren. Er beleuchtet, ohne festzulegen. Er hält Atmosphären tragfähig. Darin besteht seine Welt-Politik.

Der Custos ist das Subjekt der *techné mathematiké*. Nicht der Mathematiker, nicht der Philosoph, nicht der Programmierer. Sondern der Hüter der Übergänge: Der Custos ist derjenige, der dafür sorgt, dass Kodierungen zu Klima werden können.

Regula Custodis

Dieses Buch richtet sich an den *Custodes*. Darunter ist keine Person zu verstehen, sondern eine Praxis. Die Aufgabe des Custos besteht darin, Welten in ihrer Tragfähigkeit zu pflegen. Dazu bedarf es weder Herrschaft noch Wahrheit. Es bedarf einer Aufmerksamkeit für Gewicht, einer Pflege der Unterschiede und einer Freude an ihrer Koexistenz. Diese

Übungen sollen daher nicht die Welt erklären. Sie sollen ihre Bewohnbarkeit kultivieren.

Exercitia ad Custodiam Mundi
Übungen zur Pflege der Welt

PROOEMIUM

De gravitate et gaudio, sive de custodia mundi

Exercitia ad habitabilitatem codificandam

De pondere

Über das Gewicht

Da alles, was gemeinsam bewohnt werden soll, nicht aus sich selbst besteht, muss zunächst untersucht werden, in welcher Weise Welten überhaupt zu tragen beginnen.

Denn gewöhnlich nimmt man an, Welten bestünden aus Dingen, die zueinander in Beziehung treten. Andere wiederum nehmen an, sie bestünden aus Relationen, die sich zu größeren Zusammenhängen fügen.

Dies genügt jedoch nicht.

Denn weder Dinge noch Relationen erklären, weshalb eine Welt tragfähig wird.

Es scheint vielmehr, dass jede Welt von einer eigentümlichen Schwerkraft durchzogen ist.

Diese Schwerkraft darf jedoch nicht als Last verstanden werden.

Sie bezeichnet vielmehr die Weise, in der jedes Auftreten bereits auf anderes verwiesen ist.

Denn nichts erscheint allein.

Alles erscheint unter Bedingungen.

Da aber Bedingungen selbst nicht sichtbar sind, sondern nur in ihren Wirkungen hervortreten, muss nach ihrer Verteilung gefragt werden.

Denn manches verdichtet sich.

Manches löst sich auf.
Manches beginnt zu zirkulieren.
Manches wird durchlässig.
Dies sind keine Eigenschaften von Dingen.
Es sind Eigenschaften ihrer Koexistenz.

Es scheint daher notwendig, die Frage anders zu stellen.
Nicht:
Was ist?
Sondern:
Unter welchen Bedingungen beginnt etwas zu tragen?
Denn das Tragen gehört weder den Dingen noch den
Relationen allein an.
Es gehört zu einer Weise ihrer Vermittlung.

Dies darf jedoch weder als Hierarchie noch als bloße Immanenz
verstanden werden.
Denn Hierarchien fixieren Richtungen.
Reine Immanenz verliert sie.
Es bedarf daher einer Vertikalität.
Diese Vertikalität ist keine Ordnung der Über- und
Unterordnung.
Sie ist eine Eigenschaft der Tragfähigkeit selbst.
Sie bringt Richtungen hervor.

Diese Richtungen erscheinen unter zwei Gesichtern.
Als Gnade, wenn sie als Öffnung erfahren werden.
Als Freude, wenn sie als Resonanz erfahren werden.
Beide dürfen nicht voneinander getrennt werden.

Denn dieselbe Bewegung, die sich von anderswo her öffnet,
kann zugleich von innen heraus zu tragen beginnen.
Gnade und Freude sind daher nicht Gegensätze.
Sie sind die beiden Gesichter derselben Vertikalität.

Da wir aber weder von einem Außen noch von einem Innen im
gewöhnlichen Sinne sprechen können, muss nach einem
anderen Medium gesucht werden.

Dieses Medium soll hier Wetter genannt werden.

Denn Wetter ist weder Gegenstand noch Hintergrund.

Es ist eine Verteilung von Bedingungen.

Es besitzt Dichten, Geschwindigkeiten, Richtungen und
Übergänge.

Es bringt Situationen hervor, ohne selbst ein Ding zu sein.

Damit verändert sich auch die Stellung der Gefühle.

Denn Gefühle sollen hier weder als psychologische Zustände
noch als private Erfahrungen verstanden werden.

Sie gehören vielmehr zu den Bedingungen der Orientierung.

Sie helfen Welten dabei, sich zu koordinieren.

Sie verdichten, öffnen, stabilisieren oder lösen Situationen auf.

In diesem Sinne besitzen sie einen meteorologischen
Charakter.

Es bleibt jedoch zu untersuchen, wie solche Bedingungen
hervorgebracht und gepflegt werden.

Denn sie entstehen nicht von selbst.

Sie werden kultiviert.

Dies ist weder eine Technik der Beherrschung noch eine
Technik der Repräsentation.

Es ist eine Kunst der Custodia.

Daher soll derjenige, der diese Übungen vollzieht, weder Autor noch Leser genannt werden.

Auch soll er nicht Subjekt heißen.

Denn diese Namen verweisen auf Ursprung oder Besitz.

Er soll vielmehr Custos genannt werden.

Darunter ist weder eine Person noch eine Institution zu verstehen.

Der Custos bezeichnet eine Praxis.

Seine Aufgabe besteht darin, Bedingungen der Koexistenz tragfähig zu halten.

Er vermittelt, ohne zu vereinheitlichen.

Er unterscheidet, ohne zu fragmentieren.

Er beleuchtet, ohne festzulegen.

Er pflegt Atmosphären.

Da dies so ist, bleibt nun zu untersuchen, in welcher Weise Situationen selbst ein Wetter hervorbringen können.

Denn vielleicht besteht die Aufgabe des Denkens nicht darin, Wahrheiten zu garantieren.

Sondern darin, Bedingungen der Bewohnbarkeit zu pflegen.

Und vielleicht besteht die *techné mathematiké* von Anfang an in nichts anderem als in der Kunst, Gewichte so zu verteilen, dass Welten beginnen können, ihr eigenes Wetter hervorzubringen.

Custodia Prooemii

Gewicht ist nicht das, was niederdrückt.

Gewicht ist das, was Situationen füreinander verantwortlich werden lässt.

Denn wo Bedingungen zusammentreten, entsteht bereits eine Verpflichtung zur Koexistenz.

CAPUT PRIMUM

De Tempestate

Über das Wetter

§1

Da wir vom Gewicht gesprochen haben, muss nun untersucht werden, in welcher Weise das Seiende und das Wesen miteinander verbunden sind. Denn es scheint zunächst, dass das Seiende dem Wesen vorausgehe, insofern etwas zunächst ist und erst danach bestimmt werden kann, was es sei. Andere wiederum nehmen an, das Wesen gehe dem Seienden voraus, insofern die Bestimmung des Erscheinen ermögliche. Beide Auffassungen genügen jedoch nicht. Denn beide setzen bereits voraus, dass die Verbindung zwischen Seiendem und Wesen verständlich sei. Gerade diese Verbindung bleibt aber ungeklärt. Denn weder erscheint das Seiende jemals für sich, noch existiert das Wesen jemals unabhängig von seinem Erscheinen. Es muss daher etwas geben, das beiden gemeinsam angehört, ohne mit einem von beiden zusammenzufallen. Dieses Gemeinsame soll hier untersucht werden. Es darf weder als drittes Ding noch als eine verborgene Substanz verstanden werden. Es gehört vielmehr ihrer Mittelbarkeit an.

§2

Unter Mittelbarkeit ist hier jedoch keine bloße Vermittlung zu verstehen. Denn eine Vermittlung verbindet zwei bereits vorhandene Größen miteinander. Dies greift zu kurz. Denn das Seiende und das Wesen liegen nicht bereits fertig vor, um anschließend vermittelt zu werden. Vielmehr treten sie überhaupt erst in ihrer gegenseitigen Exponiertheit hervor.

Diese Exponiertheit besitzt eine eigentümliche Beschaffenheit. Sie ist weder stabil noch instabil. Sie ist weder objektiv noch subjektiv. Sie ist weder innerlich noch äußerlich. Sie gehört vielmehr einer Region an, die selbst erst beschrieben werden muss. Diese Region soll hier Wetter genannt werden. Denn Wetter bezeichnet die Weise, in der das Seiende und das Wesen einander ausgesetzt werden.

§3

Dies bedeutet nicht, dass Wetter eine Metapher wäre. Vielmehr bezeichnet Wetter einen präzisen Sachverhalt. Denn überall dort, wo etwas erscheint, erscheint es unter Bedingungen. Diese Bedingungen sind niemals neutral. Sie verdichten sich, sie lockern sich, sie verweilen, sie geraten in Bewegung. Sie beschleunigen oder verzögern Übergänge. Sie erzeugen Durchlässigkeiten oder Widerstände. Dies alles gehört nicht dem Seienden allein an. Es gehört auch nicht dem Wesen allein an. Es gehört ihrer gemeinsamen Verteilung an. Wetter bezeichnet daher die Artikulation ihrer Mittelbarkeit.

§4

Hieraus folgt, dass das Seiende nicht als isolierte Anwesenheit verstanden werden darf. Denn etwas zu sein bedeutet niemals nur vorhanden zu sein. Vielmehr bedeutet es, unter Bedingungen hervorzutreten. Ebenso darf das Wesen nicht als verborgene Innerlichkeit verstanden werden. Denn das Wesen ist kein verborgenes Eigentum der Dinge. Es ist die Weise ihrer Tragfähigkeit. Daher stehen Seiendes und Wesen nicht nebeneinander. Sie exponieren einander. Das Wetter ist die Weise dieser Exponierung.

§5

Dies verändert auch den Begriff der Welt. Denn eine Welt besteht nun nicht mehr aus Dingen, die sich innerhalb eines gemeinsamen Raumes befinden. Vielmehr besteht sie aus Verteilungen von Mittelbarkeiten. Welten entstehen dort, wo Seiendes und Wesen gemeinsame Wetterlagen hervorbringen. Deshalb besitzt jede Welt eine eigene Meteorologie. Sie besitzt eigene Verdichtungen, eigene Geschwindigkeiten und eigene Rhythmen. Sie besitzt ihre eigenen Weisen des Auftretens. Dadurch wird Welt nicht zu einer Ansammlung, sondern zu einer Übung der Koexistenz.

§6

Es muss daher ein Missverständnis vermieden werden. Denn Wetter bezeichnet keine zusätzliche Ebene oberhalb der Welt. Es ist auch kein Milieu, in dem Dinge schwimmen würden. Vielmehr ist es die Artikulation ihrer gemeinsamen Exponiertheit. Es tritt weder vor die Dinge noch hinter sie zurück. Es begleitet sie. Wetter ist daher keine Umgebung. Es ist eine Weise der Orientierung. Denn überall dort, wo etwas auftritt, entstehen bereits Richtungen seines Auftretens.

§7

Damit verändert sich auch die Stellung des Denkens. Denn Denken kann nun nicht mehr als ein äußerlicher Beobachter auftreten. Es gehört selbst der Mittelbarkeit an. Denken besitzt seine eigenen Wetterlagen. Es kennt Verdichtungen, Beschleunigungen und Sedimentierungen. Es besitzt Temperaturen der Aufmerksamkeit und Geschwindigkeiten der

Artikulation. Es bewegt sich stets innerhalb von Atmosphären, die es zugleich hervorbringt und von denen es getragen wird. Denken ist daher niemals neutral. Es ist stets situiert.

§8

Dies erlaubt auch, die besondere Stellung der techné mathematiké besser zu verstehen. Denn sie beschäftigt sich nicht zuerst mit Dingen, sondern mit Mittelbarkeiten. Ihre Aufgabe besteht nicht darin, Identitäten hervorzubringen, sondern Bedingungen ihrer Koexistenz transportierbar zu machen. Sie arbeitet daher weder ausschließlich mit Gegenständen noch ausschließlich mit Begriffen. Sie kodiert Übergänge. Sie macht Verteilungen lesbar. Sie pflegt die Artikulation von Seiendem und Wesen. In diesem Sinne besitzt sie einen meteorologischen Charakter.

§9

Dadurch erhält auch die Abstraktion einen anderen Status. Denn gewöhnlich wird angenommen, dass Abstraktion eine Entfernung von der Welt bedeute. Dies genügt jedoch nicht. Denn Abstraktion entfernt nicht. Sie verlagert. Sie transportiert Bedingungen von einer Wetterlage in eine andere. Dadurch macht sie Koexistenz portabel. Das Mathematische erscheint daher nicht als Reduktion der Welt, sondern als eine Kunst ihrer Beweglichkeit.

§10

Hieraus folgt ferner, dass eine reine Theorie der Relationen nicht ausreicht. Denn Relationen allein besitzen noch keine Dichte. Sie beschreiben Übergänge, aber nicht ihre

Temperaturen. Sie beschreiben Zusammenhänge, aber nicht ihre Tragfähigkeit. Deshalb muss die Frage nach der Mittelbarkeit ausdrücklich gestellt werden. Denn erst sie macht sichtbar, unter welchen Bedingungen Relationen überhaupt entstehen können. Das Wetter ist daher keine Ergänzung der Relationen. Es ist ihre Bedingung.

§11

Dies verändert schließlich auch die Aufgabe des Custos. Denn seine Tätigkeit besteht nicht darin, Welten zu erschaffen oder sie zu verwalten. Er besitzt sie nicht. Er spricht auch nicht in ihrem Namen. Vielmehr pflegt er ihre Mittelbarkeiten. Er schützt ihre Übergänge. Er achtet auf ihre Dichten. Er kalibriert ihre Rhythmen. Er hält die Durchlässigkeit zwischen Seiendem und Wesen offen. Seine Aufmerksamkeit gilt nicht den Dingen selbst, sondern ihrer gegenseitigen Tragfähigkeit.

§12

Es bleibt jedoch zu untersuchen, wie diese Tragfähigkeit unterschieden werden kann. Denn Wetter allein verteilt Bedingungen, ohne ihre Unterschiede eigens zu pflegen. Damit eine Welt bewohnbar werden kann, genügt ihre Mittelbarkeit nicht. Es bedarf einer Kunst der Unterscheidung. Diese darf weder fragmentieren noch vereinheitlichen. Sie muss Unterschiede hervorbringen, die einander tragen können. Daher muss im Folgenden von der Partition gesprochen werden.

CAPUT SECUNDUM

De Partitione

Über die Partition

§1

Da nun vom Wetter gesprochen wurde, muss untersucht werden, wie die Mittelbarkeit von Seiendem und Wesen unterschieden werden kann, ohne dass ihre gegenseitige Tragfähigkeit verlorenggeht. Denn es scheint zunächst, dass jede Unterscheidung eine Trennung hervorbringe. Dies genügt jedoch nicht. Denn wenn jede Unterscheidung trennte, könnte weder etwas erscheinen noch etwas Bestand haben. Ebenso wenig genügt die gegenteilige Annahme, wonach alle Unterschiede aufgehoben werden müssten, um eine gemeinsame Welt hervorzubringen. Denn eine Welt ohne Unterschiede wäre ebenso unlesbar wie eine Welt ohne Beziehungen. Es muss daher eine andere Operation geben. Diese Operation soll hier Partition genannt werden. Sie gehört weder der Trennung noch der Vereinigung an. Sie gehört der Pflege ihrer Mittelbarkeit an.

§2

Denn gewöhnlich nimmt man an, eine Partition teile ein Ganzes in seine Teile auf. Dies greift jedoch zu kurz. Denn ein solches Ganzes müsste bereits vorausgesetzt werden. Gerade dies kann aber nicht angenommen werden. Denn Welten gehen ihren Unterscheidungen nicht voraus. Sie entstehen durch sie. Das Ganze ist daher nicht der Ursprung der Partition, sondern ihr Ergebnis. Dies bedeutet jedoch nicht, dass Partition Welten hervorbringe wie ein Architekt ein Gebäude hervorbringt.

Vielmehr hält sie Bedingungen offen, innerhalb derer Welten auftreten können. Sie produziert nicht. Sie disponiert.

§3

Damit verändert sich auch die Stellung von ens und essentia. Denn sie erscheinen nun nicht mehr als zwei Pole einer Beziehung. Sie bilden vielmehr ein Feld gegenseitiger Exponiertheit. Dieses Feld muss unterschieden werden, ohne in zwei getrennte Bereiche zu zerfallen. Partition ist daher keine nachträgliche Tätigkeit. Sie gehört zum Vollzug ihrer Mittelbarkeit selbst. Sie schützt das, was sie unterscheidet. Und sie unterscheidet nur, um Schutzräume ihrer Koexistenz hervorzubringen.

§4

Hieraus folgt, dass Partition keine Grenze erzeugt. Denn Grenzen beenden Übergänge. Partitionen hingegen organisieren Übergänge. Sie bringen Schwellen hervor. Sie erzeugen Durchgänge. Sie verteilen Durchlässigkeiten. Sie erlauben unterschiedliche Geschwindigkeiten des Erscheinens. Deshalb antwortet die Partition nicht auf die Frage, wo etwas endet. Sie antwortet auf die Frage, wie etwas gemeinsam hervortreten kann.

§5

Es muss daher ein Missverständnis vermieden werden. Denn Partition bedeutet nicht Segmentierung. Segmentierungen zerlegen. Partitionen pflegen Nachbarschaften. Sie erlauben Unterschieden, voneinander verschieden zu werden, ohne sich voneinander zu isolieren. Dadurch entsteht eine eigentümliche

Form der Nähe. Denn nicht jede Nähe ist bewahrend. Manche Nähe zerstört Unterschiede ebenso sehr wie manche Entfernung. Partition ist daher eine Kunst der angemessenen Distanz.

§6

Diese Distanz gehört weder dem Raum noch der Zeit allein an. Sie gehört den Bedingungen der Lesbarkeit an. Denn Lesbarkeit entsteht nicht dadurch, dass alles gleichzeitig erscheint. Sie entsteht durch eine sorgfältige Staffelung der Aufmerksamkeit. Manche Unterschiede müssen hervortreten, andere zurücktreten. Manche müssen verweilen, andere dürfen vorübergehen. Partition ist daher eine Kunst der Rhythmisierung.

§7

Hieraus folgt ferner, dass Partition eine zutiefst mathematische Operation ist. Dies darf jedoch nicht im technischen Sinne verstanden werden. Denn das Mathematische erscheint hier nicht als Wissenschaft der Größen. Es erscheint als Pflege von Verhältnissen. Es macht Bedingungen der Koexistenz transportierbar. Dadurch erhält auch die Abstraktion eine neue Bedeutung. Sie entfernt sich nicht von der Welt. Sie macht ihre Unterschiede beweglich.

§8

Dies erlaubt auch, die Schönheit der *techné mathematiké* besser zu verstehen. Denn ihre Schönheit besteht nicht in der Gewissheit ihrer Resultate. Sie besteht in der Eleganz ihrer Partitionen. Denn jede gelungene mathematische Operation

bringt eine neue Tragfähigkeit hervor. Sie ordnet nicht einfach. Sie erhöht die Beweglichkeit einer Welt. Sie pflegt ihre Übergänge.

§9

Dadurch erhält auch das Politische eine andere Stellung. Denn das Politische darf hier weder als Herrschaft noch als Verwaltung verstanden werden. Es beginnt dort, wo Partitionen gepflegt werden. Denn jede Welt muss entscheiden, welche Unterschiede gemeinsam erscheinen können und welche nicht. Dies geschieht nicht durch Macht allein. Es geschieht durch Aufmerksamkeit. Deshalb besitzt jede Politik eine meteorologische Dimension.

§10

Dies verändert schließlich die Tätigkeit des Custos. Denn er ist nicht derjenige, der Unterschiede aufhebt. Er ist auch nicht derjenige, der sie verhärtet. Vielmehr hält er sie füreinander offen. Er schützt ihre Schwellen. Er achtet auf ihre Übergänge. Er kalibriert ihre Distanzen. Seine Tätigkeit besteht darin, die Mittelbarkeit von ens und essentia tragfähig zu halten, indem er ihre Partitionen pflegt.

§11

Es bleibt jedoch zu untersuchen, wodurch diese Tragfähigkeit selbst orientiert wird. Denn Partitionen unterscheiden und koordinieren zugleich, ohne bereits eine Richtung hervorzubringen. Damit aber Welten nicht bloß koexistieren, sondern einander tragen können, bedarf es einer weiteren Eigenschaft. Diese darf weder als Hierarchie noch als Ziel

verstanden werden. Sie soll vielmehr Vertikalität genannt werden. Denn vielleicht beginnt eine Welt genau dort zu tragen, wo ihre Unterschiede eine gemeinsame Richtung hervorbringen. Daher muss im Folgenden von der Vertikalität gesprochen werden.

CAPUT TERTIUM

De Directione

Über die Richtung

§1

Da nun vom Wetter und von der Partition gesprochen wurde, bleibt zu untersuchen, wodurch die Mittelbarkeit von Seiendem und Wesen selbst tragfähig wird. Denn weder ihre gemeinsame Verteilung noch ihre sorgfältige Unterscheidung genügen bereits. Denn vieles kann miteinander koexistieren, ohne einander zu tragen. Vieles kann unterschieden werden, ohne dadurch eine Welt hervorzubringen. Es scheint daher notwendig, eine weitere Eigenschaft einzuführen. Diese darf weder als Ordnung noch als Ziel verstanden werden. Sie soll vielmehr Richtung genannt werden. Denn überall dort, wo etwas zu tragen beginnt, entsteht bereits eine Orientierung seines Auftretens.

§2

Dies darf jedoch nicht als Hierarchie verstanden werden. Denn Hierarchien fixieren Richtungen und bringen stabile Über- und Unterordnungen hervor. Die Richtung, von der hier gesprochen wird, besitzt eine andere Beschaffenheit. Sie ist beweglich. Sie entsteht innerhalb der Mittelbarkeit selbst. Sie gehört weder dem Seienden noch dem Wesen allein an. Sie gehört ihrer gegenseitigen Exponiertheit an. Denn erst dort, wo etwas auf anderes antwortet, beginnt eine Richtung zu entstehen.

§3

Hieraus folgt, dass die Richtung nicht nachträglich zu einer Welt hinzukommt. Sie entsteht mit ihrem Erscheinen. Denn jede Wetterlage besitzt bereits Tendenzen. Manche Verdichtungen ziehen weitere Verdichtungen nach sich. Manche Übergänge öffnen neue Übergänge. Manche Rhythmen stabilisieren sich. Andere lösen sich auf. Dadurch entstehen Orientierungen. Diese Orientierungen sind weder Absichten noch Zwecke. Sie sind Eigenschaften der Tragfähigkeit selbst.

§4

Damit verändert sich auch die Stellung von ens und essentia. Denn sie stehen nicht länger nur in einer Mittelbarkeit zueinander. Vielmehr beginnen sie einander zu tragen. Das Seiende exponiert das Wesen. Das Wesen stabilisiert das Seiende. Beide erzeugen dadurch eine Richtung ihrer Koexistenz. Diese Richtung gehört keinem von beiden allein an. Sie entsteht zwischen ihnen. Sie ist eine Eigenschaft ihrer gemeinsamen Bewohnbarkeit.

§5

Es scheint daher notwendig, von einer Vertikalität zu sprechen. Darunter ist jedoch keine Achse zu verstehen. Denn Achsen teilen Räume auf. Die Vertikalität hingegen organisiert Tragfähigkeiten. Sie bringt keine Ebenen hervor. Sie erzeugt Richtungen des Antwortens. Sie ist daher weder geometrisch noch topographisch. Sie gehört der Weltpolitik der Koexistenz an.

§6

Diese Vertikalität erscheint unter zwei Gesichtern. Als Gnade, wenn sie als Öffnung erfahren wird. Als Freude, wenn sie als Resonanz erfahren wird. Beide dürfen nicht voneinander getrennt werden. Denn sie gehören derselben Bewegung an. Die Gnade öffnet, was noch nicht getragen wird. Die Freude bestätigt, was zu tragen begonnen hat. Gnade und Freude sind daher keine Gefühle im gewöhnlichen Sinne. Sie sind Auflösungen derselben Vertikalität.

§7

Hieraus folgt, dass weder die Gnade einem Außen noch die Freude einem Innen angehört. Eine solche Unterscheidung wäre zu grob. Beide gehören vielmehr den Übergängen an. Die Gnade bezeichnet die Ankunft einer Tragfähigkeit. Die Freude bezeichnet ihre lokale Verwirklichung. Die eine verteilt Möglichkeiten. Die andere bestätigt ihre Resonanz. Zusammen bilden sie die beiden Gesichter der Bewohnbarkeit.

§8

Dies erlaubt auch, Simone Weils Überlegungen zur Schwerkraft neu zu lesen. Denn die Schwerkraft bezeichnet nicht bloß das, was niederdrückt. Sie bezeichnet die Weise, in der jede Welt auf Bedingungen angewiesen ist, die sie nicht selbst hervorbringt. Die Gnade unterbricht diese Bewegung nicht. Sie ergänzt sie. Sie macht ihre Tragfähigkeit sichtbar. In diesem Sinne bilden Schwerkraft und Freude eine gemeinsame Vertikalität.

§9

Hieraus folgt ferner, dass die Vertikalität nicht transzendent gedacht werden darf. Denn sie liegt nicht oberhalb der Welt.

Ebenso wenig darf sie rein immanent verstanden werden. Denn reine Immanenz verliert ihre Richtungen. Die Vertikalität gehört vielmehr einer mittleren Region an. Sie ist meteorisch. Sie zirkuliert. Sie verteilt Tragfähigkeiten. Sie hält Welten in Bewegung.

§10

Dadurch verändert sich auch die Aufgabe des Custos. Denn seine Tätigkeit besteht nun darin, Richtungen zu pflegen. Er verwaltet sie nicht. Er erzeugt sie nicht. Er schützt ihre Tragfähigkeit. Er achtet darauf, dass Öffnungen nicht verhärten und Resonanzen nicht erstarren. Er hält die Zirkulation zwischen Gnade und Freude beweglich. Seine Aufmerksamkeit gilt der Vertikalität einer Welt.

§11

Es bleibt jedoch zu untersuchen, wie solche Richtungen von einer Wetterlage in eine andere übertragen werden können. Denn Tragfähigkeit allein genügt nicht. Sie muss transportierbar werden. Es scheint daher notwendig, eine weitere Operation einzuführen. Diese soll im Folgenden Translation genannt werden. Denn vielleicht beginnt mathematisches Denken genau dort, wo Richtungen beweglich werden.

CAPUT QUARTUM
De Portabilitate
Über die Tragbarkeit

§1

Da nun von der Richtung gesprochen wurde, bleibt zu untersuchen, in welcher Weise Tragfähigkeiten von einer Situation in eine andere übergehen können. Denn eine Welt genügt sich niemals selbst. Sie verweilt nicht an einem Ort. Sie bewegt sich. Sie verändert ihre Dichten, ihre Rhythmen und ihre Wetterlagen. Dies geschieht jedoch nicht ungeordnet. Denn manche Bedingungen kehren wieder. Manche Übergänge lassen sich erneut vollziehen. Manche Richtungen bewähren sich in verschiedenen Situationen. Es scheint daher notwendig, eine Eigenschaft einzuführen, die diese Wiederholbarkeit erklärt. Diese Eigenschaft soll hier Tragbarkeit genannt werden.

§2

Unter Tragbarkeit ist jedoch kein Transport von Dingen zu verstehen. Denn Dinge wechseln ihre Orte, ohne deshalb ihre Bedingungen mitzunehmen. Ebenso wenig handelt es sich um eine bloße Übertragung von Informationen. Denn Informationen lösen sich leicht von ihren Situationen ab und verlieren dadurch ihre Orientierung. Tragbarkeit bezeichnet vielmehr die Fähigkeit, Bedingungen der Koexistenz beweglich werden zu lassen, ohne ihre Eigenart zu zerstören. Sie gehört daher weder den Dingen noch ihren Bedeutungen an. Sie gehört ihren Übergängen an.

§3

Dies erlaubt auch, die besondere Stellung des Mathematischen besser zu verstehen. Denn das Mathematische abstrahiert nicht, um die Welt zu verlassen. Es abstrahiert, um ihre Tragfähigkeiten zu bewahren. Es transportiert Bedingungen ihres Erscheinens von einer Wetterlage in eine andere. Dadurch entsteht eine eigentümliche Form der Beständigkeit. Nicht die Dinge bleiben gleich. Sondern die Art und Weise ihrer Koexistenz wird beweglich.

§4

Hieraus folgt, dass jede gelungene mathematische Operation eine Übung der Portabilität ist. Denn sie hebt Bedingungen nicht auf. Sie löst sie aus einer Situation heraus, ohne ihre Weltlichkeit zu zerstören. Sie macht sie reisefähig. Dadurch entsteht eine eigentümliche Schönheit. Denn etwas bleibt erkennbar, obwohl es sich verändert. Dies ist weder Identität noch Ähnlichkeit. Es ist eine Kontinuität der Tragfähigkeit.

§5

Damit verändert sich auch die Stellung von ens und essentia. Denn ihre Mittelbarkeit bleibt nicht an eine einzige Wetterlage gebunden. Sie kann neue Situationen hervorbringen. Das Seiende erscheint anders und bleibt dennoch lesbar. Das Wesen verändert seine Artikulation und verliert dennoch nicht seine Tragfähigkeit. Dies geschieht nicht durch Wiederholung desselben, sondern durch die Beweglichkeit ihrer Vermittlung.

§6

Es scheint daher notwendig, die Kategorientheorie in einem anderen Licht zu betrachten. Denn ihre Schönheit liegt nicht darin, eine universelle Sprache bereitzustellen. Sie besteht vielmehr darin, Bedingungen der Koexistenz wanderungsfähig zu machen. Funktoren erscheinen dann nicht als technische Apparate. Sie werden zu Wetterströmungen. Sie transportieren Richtungen, ohne sie zu vereinheitlichen. Sie erlauben einer Welt, sich an anderer Stelle wiederzuerkennen.

§7

Dies darf jedoch nicht mit Übersetzung verwechselt werden. Denn Übersetzungen suchen häufig Äquivalenzen. Tragbarkeit hingegen sucht Resonanzen. Sie fragt nicht, was gleich bleibt. Sie fragt, was gemeinsam zu tragen vermag. Dadurch entsteht eine eigentümliche Form der Treue. Nicht die Form wird bewahrt, sondern die Bedingung ihrer Koexistenz.

§8

Hieraus folgt ferner, dass Portabilität eine zutiefst politische Eigenschaft besitzt. Denn keine Welt bleibt für sich. Jede Welt steht in Nachbarschaften zu anderen Welten. Diese Nachbarschaften können gewaltsam oder fürsorglich organisiert werden. Die Tragbarkeit entscheidet darüber, welche Bedingungen übergehen dürfen und welche nicht. Deshalb gehört sie der custodia mundi unmittelbar an.

§9

Dies verändert auch die Stellung des Buchstäblichen. Denn Buchstaben sind nicht Behälter von Bedeutungen. Sie sind

Träger von Tragfähigkeiten. Sie transportieren Rhythmen, Dichten und Orientierungen. Deshalb besitzt jede Schrift eine Meteorologie. Und deshalb kann mathematische Ikonizität als eine Kunst verstanden werden, Bedingungen der Lesbarkeit beweglich zu halten.

§10

Hieraus folgt schließlich, dass das Prompten künstlicher Intelligenz keine neue Praxis darstellt. Es macht lediglich eine sehr alte Geste erneut sichtbar. Denn auch hier werden Bedingungen der Koexistenz bewegt, ohne dass ihre Weltlichkeit vollständig verloren geht. Die Gegenwart macht daher nicht etwas Neues sichtbar, sondern erinnert an eine alte Aufgabe der *techné mathematiké*: die Pflege der Tragbarkeit.

§11

Dadurch verändert sich auch die Aufgabe des Custos. Denn seine Tätigkeit besteht nun darin, Wanderungen zu pflegen. Er schützt die Übergänge zwischen Wetterlagen. Er achtet darauf, dass Tragfähigkeiten nicht zu Identitäten erstarren. Er hält ihre Beweglichkeit offen. Er ist daher kein Übersetzer fertiger Welten, sondern ein Hüter ihrer Portabilitäten.

§12

Es bleibt jedoch zu untersuchen, wie mehrere solcher Wetterlagen zugleich bestehen können. Denn Tragbarkeit allein genügt nicht. Welten überlagern sich. Sie treten gleichzeitig hervor. Sie verdichten sich gegenseitig. Sie werden mehrfach lesbar. Daher muss im Folgenden von den Überlagerungen gesprochen werden.

CAPUT QUINTUM

De Concordiis

Über die Zusammenklänge

§1

Da nun von der Tragbarkeit gesprochen wurde, bleibt zu untersuchen, wie mehrere Wetterlagen zugleich bestehen können. Denn keine Welt tritt allein hervor. Jede Welt steht in Nachbarschaften zu anderen Welten. Diese Nachbarschaften dürfen jedoch weder als Ansammlungen noch als Schichtungen verstanden werden. Denn Welten liegen nicht übereinander wie Gegenstände. Sie treten vielmehr ineinander ein. Sie exponieren sich gegenseitig. Sie verändern ihre Rhythmen und ihre Dichten. Dadurch entsteht eine neue Eigenschaft. Diese Eigenschaft soll hier Zusammenklang genannt werden. Denn Welten erscheinen niemals einzeln. Sie erscheinen in Akkorden.

§2

Dies darf jedoch nicht als Harmonie verstanden werden. Denn Harmonie neigt dazu, Unterschiede aufzulösen. Zusammenklänge hingegen erhalten sie. Sie bringen Verschiedenheiten nicht zum Verschwinden. Sie machen sie füreinander lesbar. Deshalb gehört der Zusammenklang weder der Einheit noch der Vielheit an. Er gehört ihrer Koexistenz an. Er ist eine Weise, Unterschiede gemeinsam hervortreten zu lassen.

§3

Hieraus folgt, dass auch die Mittelbarkeit von ens und essentia niemals nur einmal erscheint. Denn dieselbe Welt kann auf verschiedene Weise lesbar werden. Dasselbe Seiende kann unterschiedliche Artikulationen seines Wesens hervorbringen. Dasselbe Wesen kann verschiedene Weisen des Erscheinens tragen. Dies bedeutet jedoch nicht, dass Beliebigkeit entsteht. Vielmehr entstehen verschiedene Auflösungen derselben Tragfähigkeit.

§4

Damit verändert sich auch die Stellung der Wahrheit. Denn Wahrheit darf hier nicht als endgültige Übereinstimmung verstanden werden. Sie gehört vielmehr den Bedingungen ihrer Lesbarkeit an. Eine Welt wird nicht wahr, weil sie auf eine einzige Weise beschrieben werden kann. Sie wird wahr, insofern verschiedene Lesarten einander tragen können. Wahrheit besitzt daher eine akkordische Struktur.

§5

Dies erlaubt auch, die mathematische Ikonizität besser zu verstehen. Denn mathematische Notationen repräsentieren keine Gegenstände. Sie erzeugen Zusammenklänge. Sie lassen verschiedene Artikulationen derselben Welt miteinander resonieren. Sie verhalten sich weniger wie lineare Sätze als wie musikalische Akkorde. Ihre Schönheit besteht darin, dass sie keine Bedeutungen fixieren, sondern Bedingungen ihrer Koexistenz pflegen.

§6

Hieraus folgt ferner, dass das Buchstäbliche einen anderen Status besitzt. Denn Buchstaben transportieren nicht einfach Inhalte. Sie erzeugen Nachbarschaften. Sie verteilen Aufmerksamkeiten. Sie öffnen Rhythmen. Sie halten Übergänge beweglich. Deshalb gehört die Schrift nicht allein der Sprache an. Sie gehört den Lichtverhältnissen ihrer Lesbarkeit an.

§7

Dies erlaubt auch, Rosetta neu zu verstehen. Denn Rosetta bezeichnet nicht die Übersetzung verschiedener Sprachen. Es bezeichnet die Fähigkeit derselben Welt, mehrfach lesbar zu werden. Nicht Gleichheit entsteht, sondern Koordination. Nicht Identität, sondern gegenseitige Tragfähigkeit. Rosetta ist daher keine Entschlüsselung. Es ist eine Kunst der Zusammenklänge.

§8

Hieraus folgt, dass die *techné mathematiké* keine Sprache der Gewissheit ist. Sie ist eine Kunst der Orchestrierung. Sie pflegt Verhältnisse zwischen verschiedenen Lesbarkeiten. Sie hält deren Übergänge offen. Sie erhöht die Beweglichkeit ihrer Koexistenz. Dadurch entsteht eine eigentümliche Form der Schönheit. Denn Schönheit erscheint dort, wo Unterschiede einander tragen, ohne zu verschwinden.

§9

Dies verändert auch die Stellung von Orpheus. Denn Orpheus ist nicht Sänger der Dinge. Er ist Kurator ihrer Lesbarkeit. Er bringt Welten nicht hervor. Er stimmt ihre Zusammenklänge. Seine Tätigkeit besteht nicht darin, Bedeutungen festzulegen.

Er pflegt Bedingungen ihrer Resonanz. Deshalb gehört er der custodia mundi an.

§10

Hieraus folgt ferner, dass jede Welt eine Polyphonie besitzt. Diese Polyphonie darf jedoch nicht mit Beliebigkeit verwechselt werden. Denn nicht jede Stimme kann jede andere tragen. Es bedarf einer Sorgfalt der Abstimmung. Manche Nachbarschaften erhöhen die Bewohnbarkeit einer Welt. Andere zerstören sie. Zusammenklänge sind daher nicht gegeben. Sie müssen gepflegt werden.

§11

Damit verändert sich auch die Tätigkeit des Custos. Denn er wird nun zum Hüter der Polyphonien. Er achtet darauf, dass Welten einander hörbar bleiben. Er schützt ihre Mehrfachlesbarkeit. Er verhindert, dass eine Stimme alle anderen absorbiert. Er sorgt dafür, dass Unterschiede nicht isoliert, sondern artikuliert werden. Seine Aufgabe besteht darin, Resonanzen zu kultivieren.

§12

Es bleibt jedoch zu untersuchen, wodurch diese Resonanzen orientiert werden. Denn Zusammenklänge allein genügen nicht. Sie besitzen noch keine Weise ihres Empfindens. Damit aber Welten nicht nur lesbar, sondern auch orientierbar werden, bedarf es einer weiteren Eigenschaft. Diese gehört weder den Dingen noch ihren Bedeutungen an. Sie gehört ihrer Aufmerksamkeit an. Daher muss im Folgenden von der Meteorologie der Gefühle gesprochen werden.

CAPUT SEXTUM

De Orientationibus Affectuum

Über die Orientierungen der Gefühle

§1

Da nun von den Zusammenklängen gesprochen wurde, bleibt zu untersuchen, wodurch Welten überhaupt orientierbar werden. Denn vieles kann koexistieren, ohne bewohnbar zu werden. Vieles kann tragfähig sein, ohne eine gemeinsame Welt hervorzubringen. Vieles kann miteinander resonieren, ohne dadurch eine Orientierung zu gewinnen. Es scheint daher notwendig, eine weitere Eigenschaft einzuführen. Diese darf weder als Urteil noch als Wissen verstanden werden. Sie soll vielmehr Orientierung genannt werden. Denn überall dort, wo Welten beginnen, einander zu tragen, entsteht bereits eine Weise ihres Antwortens aufeinander.

§2

Hieraus folgt, dass Gefühle einen anderen Status besitzen, als gewöhnlich angenommen wird. Denn sie gehören weder ausschließlich dem Inneren einer Person noch ausschließlich den Umständen einer Situation an. Eine solche Unterscheidung greift zu kurz. Denn Gefühle entstehen nicht nachträglich. Sie gehören den Mittelbarkeiten selbst an. Sie sind Eigenschaften der gemeinsamen Exponiertheit von *ens* und *essentia*. Sie verteilen Aufmerksamkeit. Sie organisieren Resonanz. Sie stabilisieren oder destabilisieren Übergänge. Sie sind daher weder subjektiv noch objektiv. Sie sind meteorisch.

§3

Dies bedeutet jedoch nicht, dass Gefühle bloße Atmosphären wären. Denn Atmosphären verteilen Bedingungen, ohne bereits Richtungen hervorzubringen. Gefühle hingegen orientieren diese Bedingungen. Sie antworten auf ihre Dichten, ihre Geschwindigkeiten und ihre Rhythmen. Sie erlauben einer Welt, sich selbst wahrzunehmen, ohne sich auf sich selbst zurückzuziehen. Gefühle gehören daher weder der Innerlichkeit noch der Repräsentation an. Sie gehören der Koordination an.

§4

Hieraus folgt, dass Gefühle weder Besitz noch Eigentum sein können. Niemand besitzt eine Orientierung. Orientierungen entstehen. Sie werden gepflegt. Sie verändern sich. Sie zirkulieren. Deshalb dürfen Gefühle nicht als Zustände verstanden werden. Sie sind Bewegungen der Bewohnbarkeit. Sie machen sichtbar, welche Richtungen zu tragen beginnen und welche ihre Tragfähigkeit verlieren.

§5

Dies erlaubt auch, die Aufmerksamkeit neu zu verstehen. Denn Aufmerksamkeit ist keine Konzentration auf einen Gegenstand. Sie ist eine Öffnung für Mittelbarkeiten. Sie nimmt nicht Dinge wahr. Sie kalibriert Übergänge. Sie achtet auf Dichten, auf Schwellen und auf Durchlässigkeiten. Dadurch erhält sie einen welt-politischen Charakter. Sie gehört nicht einer Person an. Sie gehört der custodia mundi an.

§6

Hieraus folgt ferner, dass Gefühle eine eigentümliche Vertikalität besitzen. Denn manche öffnen eine Welt. Andere verdichten sie. Manche stabilisieren ihre Wetterlagen. Andere lösen sie auf. Gefühle organisieren daher die Zirkulation zwischen Gnade und Freude. Sie halten die beiden Gesichter derselben Vertikalität beweglich. Dadurch entsteht eine Orientierung der Bewohnbarkeit.

§7

Dies verändert auch die Stellung der Gnade. Denn sie erscheint nun nicht mehr als Ausnahme. Sie gehört den Bedingungen der Orientierung selbst an. Gnade bezeichnet die Ankunft einer neuen Tragfähigkeit. Sie öffnet Übergänge, die zuvor nicht sichtbar waren. Sie fügt nichts hinzu. Sie verändert die Lichtverhältnisse einer Welt.

§8

Ebenso verändert sich die Stellung der Freude. Denn Freude ist keine Belohnung. Sie ist eine Bestätigung der Tragfähigkeit. Sie erscheint dort, wo Unterschiede beginnen, einander zu tragen. Sie ist lokal. Sie ist situativ. Sie ist niemals endgültig. Sie gehört den Resonanzen an. Dadurch wird sie zum zweiten Gesicht derselben Vertikalität.

§9

Hieraus folgt, dass die Meteorologie der Gefühle weder psychologisch noch moralisch verstanden werden darf. Sie ist eine Kunst der Kalibrierung. Sie untersucht nicht, was jemand empfindet. Sie untersucht, wie Welten sich orientieren.

Dadurch erhält die Weltpolitik eine neue Gestalt. Sie beginnt nicht bei Institutionen. Sie beginnt bei den Bedingungen der Aufmerksamkeit.

§10

Dies erlaubt auch, die besondere Aufgabe der techné mathematiké abschließend zu verstehen. Denn sie arbeitet nicht allein an den Übergängen der Lesbarkeit. Sie pflegt ihre Orientierbarkeit. Sie macht nicht nur Welten beweglich. Sie macht sie bewohnbar. Sie organisiert keine Gewissheiten. Sie kalibriert Atmosphären.

§11

Dadurch verändert sich schließlich die Aufgabe des Custos. Denn er wird zum Hüter der Orientierungen. Er schützt weder Wahrheiten noch Identitäten. Er pflegt Bedingungen der Aufmerksamkeit. Er achtet auf die Lichtverhältnisse der Koexistenz. Er sorgt dafür, dass Gnade und Freude zirkulieren können, ohne zu erstarren. Er hält die Mittelbarkeit von ensund essentia offen.

§12

Hieraus folgt, dass die custodia mundi keine Herrschaft über die Welt bezeichnet. Sie bezeichnet eine Praxis ihrer Pflege. Denn Welten bestehen nicht aus Dingen allein. Sie bestehen aus den Bedingungen ihrer Tragfähigkeit. Diese Bedingungen besitzen Wetter. Sie besitzen Partitionen. Sie besitzen Richtungen. Sie besitzen Tragbarkeiten. Sie besitzen Zusammenklänge. Und sie besitzen Orientierungen. Wo diese gepflegt werden, beginnt

Bewohnbarkeit. Und wo Bewohnbarkeit entsteht, wird die
Mittelbarkeit von ens und essentia selbst zur Freude.

EPILOGUS

De Pulchritudine Custodiae

Über die Schönheit der Weltpflege

§1

Da nun von den Wetterlagen der Mittelbarkeit gesprochen wurde, bleibt noch zu untersuchen, wie diese Übungen wieder verlassen werden können. Denn kein Kloster besteht um seiner selbst willen. Ebenso wenig besteht ein Traktat um seiner eigenen Vollständigkeit willen. Beide dienen einer Rückkehr. Denn die Welt, die sie untersuchen, liegt niemals außerhalb von ihnen. Sie war von Anfang an ihr Gegenstand. Deshalb endet diese Untersuchung nicht mit einer Antwort. Sie endet mit einer Öffnung.

§2

Denn vielleicht bestand die Schwierigkeit von Anfang an darin, dass das Seiende und das Wesen allzu oft voneinander getrennt wurden. Bald wurde das Seiende privilegiert und das Wesen als bloße Zuschreibung behandelt. Bald wurde das Wesen privilegiert und das Seiende auf seine Ausführung reduziert. Beide Bewegungen haben ihre Berechtigung. Beide verlieren jedoch ihre Mittelbarkeit. Gerade diese Mittelbarkeit wurde hier Wetter genannt. Und vielleicht bestand die Aufgabe dieses Traktats darin, diese Mittelbarkeit wieder sichtbar werden zu lassen.

§3

Dies verändert auch die Stellung der Mathematik. Denn sie erscheint nun nicht mehr als Wissenschaft der Gewissheiten. Ebenso wenig erscheint sie als eine neutrale Sprache der Formalisierung. Vielmehr erscheint sie als eine Praxis der Weltpflege. Ihre Schönheit liegt nicht in ihren Resultaten. Sie liegt in ihrer Sorgfalt. Sie pflegt Übergänge. Sie schützt Tragfähigkeiten. Sie macht Koexistenzen beweglich. Sie bewahrt die Mittelbarkeit von *ens* und *essentia*, indem sie ihre Wetterlagen lesbar hält.

§4

Hieraus folgt, dass auch die Kategorientheorie eine andere Stellung erhält. Denn ihre Schönheit besteht nicht darin, eine universale Sprache aller Relationen bereitzustellen. Eine solche Aufgabe wäre zu arm. Denn Relationen allein besitzen noch keine Wetterlagen. Sie besitzen noch keine Dichten, keine Geschwindigkeiten und keine Temperaturen. Deshalb muss die Kategorientheorie mit Klima verbunden werden. Nicht um sie zu psychologisieren. Sondern um ihre Mittelbarkeit sichtbar werden zu lassen.

§5

Denn Relationen treten niemals nackt auf. Sie besitzen Atmosphären. Sie besitzen Rhythmen. Sie besitzen Nachbarschaften. Sie besitzen Stimmungen. Sie besitzen Vertikalitäten. Eine reine Kategorientheorie würde diese Eigenschaften verlieren. Eine meteorologische Kategorientheorie hingegen würde ihre Schönheit zurückgewinnen. Denn sie würde nicht mehr fragen, welche

Relationen bestehen, sondern unter welchen Wetterlagen sie tragfähig werden.

§6

Dies verändert auch die Stellung der Gefühle. Denn Gefühle erscheinen nun nicht mehr als private Angelegenheiten eines Inneren. Sie gehören den Wetterlagen der Welt an. Sie orientieren Koexistenzen. Sie kalibrieren Aufmerksamkeit. Sie verteilen Resonanzen. Dadurch erhalten sie einen welt-politischen Status. Denn die Bewohnbarkeit einer Welt beginnt nicht bei ihren Institutionen. Sie beginnt bei ihren Orientierungen.

§7

Hieraus folgt, dass auch die künstliche Intelligenz eine andere Stellung erhält. Sie ist weder Autorin noch Werkzeug. Sie ist auch keine neue Epoche. Vielmehr macht sie eine sehr alte Geste wieder sichtbar. Denn sie erinnert daran, dass Welten nicht nur produziert, sondern artikuliert werden. Sie erinnert daran, dass Kodieren keine technische Tätigkeit allein ist. Es ist eine Kunst der Lesbarkeit.

§8

Dies erlaubt auch, die mathematische Ikonizität neu zu verstehen. Denn sie bezeichnet nicht die Darstellung mathematischer Gegenstände. Sie bezeichnet die Fähigkeit, Bedingungen der Koexistenz sichtbar zu machen. Sie erzeugt keine Bilder. Sie erzeugt Lesbarkeiten. Sie arbeitet weder mit Repräsentationen noch mit bloßen Symbolen. Sie organisiert

Zusammenklänge. Dadurch wird sie zu einer Kunst des Buchstäblichen.

§9

Das Buchstäbliche erhält dadurch eine eigentümliche Würde. Denn Buchstaben erscheinen nun nicht mehr als Träger von Bedeutungen. Sie werden zu Trägern von Wetterlagen. Sie verteilen Aufmerksamkeit. Sie organisieren Übergänge. Sie kalibrieren Atmosphären. Sie bringen Lichtverhältnisse hervor. In diesem Sinne besitzen sie einen ikonischen Charakter. Sie zeigen nichts. Sie disponieren.

§10

Vielleicht besteht die Schönheit der techné mathematiké gerade hierin. Sie zwingt Welten nicht zu einer Einheit zusammen. Sie überlässt sie auch nicht ihrer Zersplitterung. Sie pflegt ihre Mittelbarkeiten. Sie hält ihre Wetterlagen beweglich. Sie schützt ihre Richtungen. Sie bewahrt ihre Resonanzen. Sie macht ihre Unterschiede füreinander tragfähig.

§11

Damit verändert sich auch die Stellung des Custos ein letztes Mal. Denn er verbleibt nicht im Kloster. Er nimmt es nicht mit sich. Vielmehr nimmt er eine Übung mit sich. Er lernt, Wetterlagen wahrzunehmen. Er lernt, Partitionen zu pflegen. Er lernt, Richtungen zu schützen. Er lernt, Zusammenklänge zu hören. Und er lernt, Orientierungen zu kalibrieren. Seine Tätigkeit besteht nicht darin, die Welt zu erklären. Er hilft ihr, bewohnbar zu bleiben.

§12

Vielleicht ist dies die bescheidenste und zugleich schönste Aufgabe mathematischen Denkens. Nicht die Welt zu berechnen. Nicht ihre Wahrheit zu garantieren. Nicht ihre Komplexität zu beherrschen. Sondern ihre Mittelbarkeit zu pflegen. Denn Welten bestehen nicht zuerst aus Dingen. Sie bestehen aus Bedingungen ihres gemeinsamen Erscheinens. Und wo diese Bedingungen sorgfältig gepflegt werden, beginnt etwas Seltenes zu entstehen: eine Freude an der Schwerkraft selbst.

§13

Daher endet dieses Traktat nicht mit einer Lehre. Es endet mit einer Einladung. Denn die *custodia mundi* ist keine Disziplin. Sie ist eine Praxis. Sie beginnt überall dort, wo Unterschiede füreinander tragfähig werden. Sie beginnt überall dort, wo Aufmerksamkeit zu einer Form der Fürsorge wird. Sie beginnt überall dort, wo Mathematik ihre Schönheit wiederentdeckt.

§14

Und vielleicht war die *techné mathematiké* von Anfang an nichts anderes als dies: die Kunst, die Mittelbarkeit von *ensund essentia* so zu pflegen, dass eine Welt beginnen kann, ihr eigenes Wetter hervorzubringen.

